vermindern, macht diese Voraussetzung; der führende englische Wirtschaftspolitiker Lord Lothian betonte diesen Zusammenhang neulich in einer Presseunterredung, in deren Verlauf er die Revision der Friedensverträge für unabwendbar erklärte, ebenfalls sehr stark; der französische Finanzmann Lucien Petit, der sich gleichfalls für die Revision der internationalen Schuldenverträge einsetzt, desgleichen. Überdies befürchten viele französische und englische Wirtschaftsführer mit Recht, daß die Vereinigten Staaten durch die ungeheuren Zahlungen, die ihnen zufließen, und durch die mit ihnen verbundene Anhäufung von Gold ihr wirtschaftliches Übergewicht zu einer wirtschaftlichen Weltdiktatur ausbauen könnten. In dem schon zitierten Bericht der britischen Elektroindustriellen wird ausgeführt, daß die Aufsaugung großer Geldmengen durch die Vereinigten Staaten (aber auch durch Frankreich) dem internationalen Markt die Mittel für die Wiederbelebung der Geschäftstätigkeit entzogen habe und daß die ordnungsmäßige Sicherung des Goldstandards durch die deutschen Tributzahlungen, vor allem aber durch die Schuldenleistungen an die Vereinigten Staaten unmöglich gemacht werde. Es ist also verständlich, wenn Lucien Petit (darin übrigens vielleicht sogar mit der Mehrheit der französischen Wirtschaftsführer übereinstimmend) Deutschland geradezu auffordert, sich mit seinen ehemaligen Feindstaaten gegen Amerika zu verbinden, statt die Alliierten, die ja selbst unter dem Druck der Schuldenzahlungen leiden, wie bisher wegen der Reparationsfrage zu bekämpfen.

In Amerika selbst ist allerdings der Gedanke einer Schuldenrevision alles andere denn populär; wenn man französischen Stimmungsberichten glauben darf, ist das amerikanische Volk stolz darauf, daß ganz Europa ihm verschuldet ist, und überdies haben sich die amerikanischen Staatsfinanzen so verschlechtert, daß ein Ausfall der Reparationszahlungen nur durch — selbstverständlich unpopuläre — Steuererhöhungen hereingebracht werden könnte. Immerhin aber melden sich auch in Amerika Stimmen für die Revision. Eine ganze Reihe amerikanischer Bankiers, z. B. der Generaldirektor der größten Bank der Welt, der Chase National Bank, Wiggin, betonen, daß die allzu große Schulden- und Zinsenlast Europas die Aufnahmsfähigkeit des europäischen Marktes nicht nur für amerikanische Waren, sondern auch für amerikanische Anleihen schwäche; aus ähnlichen Gründen bezeichnete neulich der Präsident der Columbia-Universität Dr. Nicholas Butler das amerikanische Volk im genauen Gegensatz zur landläufigen Meinung als den Hauptleidtragenden bei den Kriegsschuldenabkommen und forderte von der amerikanischen Regierung Schritte zur Einsetzung einer internationalen Revisionskommission.

In England ist man teilweise über die meist nur platonische Feststellung der Notwendigkeit einer Revision zu praktischen Vorschlägen gelangt; am 7. Febr. veröffentlichten z. B. drei liberale Unterhausmitglieder den Vorschlag, die englische Schuldenzahlung an Amerika, die Zahlungen der anderen ehemaligen Alliierten an England, sowie die Reparationszahlungen Deutschlands wenigstens so lange einzustellen, bis die englische Wirtschaft halbwegs wieder hergestellt sei; auch später sollen die Zahlungen nur in Form von Warenlieferungen erfolgen. Kürzlich empfahl übrigens der dänische Nationalökonom Univ.-Prof. Birck sogar die sofortige Einstellung sämtlicher Zahlungen von seiten Deutschlands ohne Genehmigung der Entente-Staaten und der USA.; nach einer kurzen Zeit allgemeiner Empörung werde man Deutschland für diese Gewaltlösung dankbar sein und die Schuldenzahlungen an die USA. einstellen. So phantastisch dieser Vorschlag aussehen mag, er beruht doch auf der richtigen Voraussetzung, daß die Vereinigten Staaten gegen den geschlossenen Willen Europas, die Schuldenzahlungen eben nicht zu leisten, auf die Dauer wenig ausrichten könnten: denn die Einstellung der Kredite von seiten Amerikas könnte mit dem Boykott der amerikanischen Waren beantwortet werden.

Die Erhaltung oder die Schaffung des Weltfriedens ist, man mag es drehen und wenden, wie man will, abhängig von einer Neuordnung des jetzigen Weltzustands, also der Friedensverträge. Der englische General Sir Jan Hamilton, Präsident des Friedensausschusses der Verbände der alliierten Kriegsteilnehmer, sprach dies am 22. Febr. in einer großen Rede deutlich aus. Die Tatsache, daß die Sieger in Versailles versucht haben, Europa in zwei Gruppen zu teilen, von denen die eine reich und mächtig, die andere arm und schwach sei, vertrage sich nicht mit einem dauerhaften Frieden. Die Abrüstungskonferenz erwecke den Eindruck, als ob sie sich zu einer Sitzung von Direktoren des Rüstungsverbandes entwickeln wolle. Große Dinge stünden bevor, die keine Regierung der Erde werde aufhalten können. Man werde bald neben vielem anderen die Kriegsschulden und die Reparationen völlig verschwinden sehen; man werde den Ruf hören, daß kein Staat an einem Krieg Geld verdienen dürfe. „Das Gold, das die Staaten in ihren Gewölben aufspeichern, ist verflucht!" Mögen diese prophetischen Worte und die vielen revisionsfreundlichen Stimmen des Auslands in Deutschland den Willen stärken, das Ziel der Befreiung von den unerträglichen Lasten der Tribute mit unbeugsamer Kraft weiterzuverfolgen!

Der Sinn des Leidens im Lichte der Passion Christi.

Von **Kardinal Erzbischof Dr. Michael v. Faulhaber (München.)**

Der diesjährige Fastenhirtenbrief des Oberhirten der Münchner Erzdiözese ist nicht nur wie immer ein Dokument klassischer Pastoralberedsamkeit, er ist auch eine so tröstende und aufrichtende Wegweisung gerade für unsere Tage der Not und des Elends, daß uns sicher die große Leserschaft der „Schöneren Zukunft" dankbar ist, wenn wir alle wesentlichen Abschnitte des Hirtenschreibens zum Abdruck bringen.

Die Schriftleitung.

Dreimal beteuert das Evangelium, die Apostel hätten die Worte vom Leiden und Sterben des Menschensohnes nicht verstanden. Die Apostel hatten den Meister verstanden, wenn er ihnen aus den Büchern der Propheten die messianischen Weissagungen erklärte. Sie hatten verstanden und geglaubt und angebetet, wenn er sich ihnen als den Sohn des lebendigen Gottes offenbarte. Als er aber, besonders im letzten Jahre seines öffentlichen Wirkens, „anfing, sie zu belehren, der Menschensohn müsse viel leiden", „verstanden sie nicht, was damit gemeint war". So fest waren sie in dem Vorurteil ihrer Zeit und ihres Volkes befangen, der Gesalbte des Herrn müsse in strahlender Rüstung, mit dem Schwert und Heerbann eines siegreichen Makkabäers erscheinen und die Feinde wie ein Töpfergeschirr zerschmettern. Die Rede vom „Mann der Schmerzen", vom „Lamm an der Schlachtbank" war ihnen dunkel geblieben.

Es gibt heute noch solche Namenchristen, die sich den Erlöser der Welt nur als stürmenden Tatmenschen, nicht als demütigen Leidensmann vorstellen können. Es gibt heute noch Bekenner des christlichen Namens, die an dem schweigsam duldenden Opferlamm und seinem Kreuz Anstoß nehmen. Einige haben sogar das Christusbild der Evangelien so verzerrt und verlästert, daß sie Christus eine Kampfnatur nannten und ihm zuriefen: „Steig herab von deinem Kreuz, schaff alles Unrecht mit Feuer und Schwert aus der Welt, und wir wollen an dich glauben."

So hoch der Himmel über der Erde steht, so hoch stehen Gottesgedanken über Menschengedanken. Wenn Menschen etwas Großes ins Werk setzen wollen, holen sie ihre besten Werkstoffe und Werkmeister herbei. Gott aber vollbringt seine großen Werke auch mit unguten Bausteinen und kleinen Baumeistern. „Was den Menschen groß erscheint, ist vor Gott ein Nichts", und was den Menschen ein Nichts erscheint, kann groß sein in den Augen Gottes. Wenn Menschen das Starke überwinden wollen, lassen sie ihre stärksten Männer antreten. Gott aber erwähl den schwachen David, um den starken Riesen zu Boden zu wer fen. „Was der Welt als schwach gilt, hat Gott auserwählt, u das Starke zuschanden zu machen." Die Kinder der Erde b teuern ihre Liebe mit Rosen, der Herr des Himmels aber schi Dornen als Boten seiner Liebe. Menschenkinder lassen nur

Taten gelten. Auf Gottes Wage aber haben die Leiden nicht weniger Wert und Gewicht. Die Religion Christi will auch Tat und Tatkraft sein. „Der Glaube ist tätig durch die Liebe." Unser Christentum muß phrasenlose Tat sein, nicht tatenlose Phrase. Wir haben also ein Recht, nach dem Christentum der Tat zu rufen. Noch größer aber als die christliche Tat ist das christliche Leiden. Die Religion des Kreuzes weiht die Seelen in das Geheimnis des Leidens ein und rüstet sie mit Leidenskraft durch Gebet und Sakrament. Zum Leiden braucht es mehr Willenskraft und mehr Gnade als zur Tat. Es bleiben also diese drei: das gute Gebet, die gute Tat, das gute Leiden. Das größte unter ihnen ist das gute Leiden. Das ist der erste Sinn des Leidens: Es ist ein Gedanke Gottes, darum hoch über Menschengedanken.

Das Leben Jesu Christi auf Erden bleibt ein verschlossenes Buch, wenn wir nicht das Wort zum Schlüssel nehmen: „Mußte nicht Christus das leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen?" Christus war ein Wundertäter, „mächtig in Wort und Tat", „und das Volk freute sich über die herrlichen Taten, die er vollbrachte". Und doch, so groß er war in seinen wunderbaren Taten, noch größer war er in seinem wunderbaren Leiden. Neben den Lichtern seiner göttlichen Natur begleiteten die Schatten menschlicher und unmenschlicher Leiden seinen Lebensweg. Um die Krippe von Bethlehem spielten die Schatten der Armut und Verbannung. Um die Werkstatt von Nazareth die Schatten der Verborgenheit und des Gehorsams. In den Wanderjahren seines öffentlichen Lebens war er ohne Eigenheim, an vielen Tagen obdachlos, müde und hungrig und durstig vom Wandern, ein Zeichen des Widerspruchs, von haßerfüllten Menschen umlauert und beschimpft, von seelischen Leiden überflutet. Zuletzt wie ein Verbrecher gefesselt, von den Freunden verlassen und verleugnet, vor einem ungerechten Richter angeklagt, im Spottkleid durch die Straßen gezerrt, unschuldig zum Tode verurteilt, zwischen Straßenräubern ans Kreuz geschlagen. „Durch sein Blut hat er uns rein gewaschen von unseren Sünden."

In der Geschichte der katholischen Kirche haben sich die Taborstunden des Lichtes und der Herrlichkeit, aber auch die Leidensstunden der Finsternis wiederholt. Sooft die ersten Christen sich versammelten, um die hl. Geheimnisse zu feiern, sollten sie den Tod des Herrn verkünden. Noch mehr. Sie sollten Anteil an seinem Leiden haben nach seinem Wort: „Man wird Hand an euch legen und euch verfolgen. Um meines Namens willen werdet ihr von allen gehaßt werden." Gerade daran ist die katholische Kirche erkennbar als der geheimnisvolle „Leib Christi", daß sie auf ihrem ganzen Weg durch die Geschichte die Wundmale Christi getragen hat.

Auch dem einzelnen Christen muß ein neues Licht über das Geheimnis des Kreuzes aufgehen, wenn er das Leiden Christi betend überdenkt. „Wohl dem, der an ihm keinen Anstoß nimmt." Als Menschen sind wir dem wilden Heer der Leiden ausgeliefert, die unmittelbar oder mittelbar aus der Sünde stammen. Aber auch als Christen müssen wir bereit sein, den Leidenskelch zu trinken, den der Meister vor uns getrunken hat. Das wäre ein halbes und verstümmeltes Christentum, das den vierten Glaubensartikel „Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben" aus dem Katechismus streichen wollte. „Seht, wir ziehen hinauf nach Jerusalem." Wir — der Meister mit seinen Jüngern! Und die Jünger antworten: „Wir wollen mit ihm gehen und mit ihm sterben." Der hl. Paulus mahnt immer wieder, „die Leidensgemeinschaft mit ihm" in einer Art geistiger Kommunion zu bewahren. Ohne Christusglauben und Christusgemeinschaft bleibt das Leiden etwas Unnatürliches, etwas Rätselhaftes, etwas Sinnloses. Für den Christusglauben erhält das Leid der Erde einen tieferen, einen göttlichen Sinn, wenn auch das Schmerzempfinden bleibt und die menschliche Natur auch im Christen sich dagegen aufbäumt.

Drei Heilandworte werden uns noch tiefer in die Gesinnung Christi und damit in den Sinn des Kreuzes hineinführen. Das erste Wort: „Wer mein Jünger sein will, verleugne sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach." Das Angesicht Jesu Christi war alle Tage seines Lebens auf das Kreuz gerichtet. Einmal wollte ihm ein Apostel diesen Zielpunkt seines Weges ausreden, wurde aber abgefertigt mit dem Wort: Petrus, der Satan hat aus dir gesprochen. Krankheiten oder Seelenschmerzen, äußere Verfolgungen oder innere Versuchungen, wirtschaftliche oder berufliche Sorgen, Kümmernisse von seiten solcher, die unserem Herzen nahestehen, Leiden aller Art dürfen uns also nicht von Gott entfernen. Nicht umsonst ist allen Bechern des Lebens die Myrrhe beigemischt. Vom Kreuze aus will Jesus alles an sich ziehen. Einer, der in Tagen der Krankheit seinen bisherigen Irrweg erkannte, hat ein Buch über „Das rettende Leiden" geschrieben und darin gesagt: „Gesegnet sei das Leid, das mich in die Arme Gottes zurückgeführt hat."

Das zweite Wort: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen hassen, wenn sie euch verstoßen, schmähen und euch den guten Namen rauben um des Menschensohnes willen! Freuet euch und frohlocket!" In den mosaischen Büchern war die blutige Wiedervergeltung gestattet: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Auch bei anderen Völkern galt die Blutrache, Faust gegen Faust, Gewalt gegen Gewalt. „Ich aber sage euch: Schlägt dich einer auf die rechte Wange, halte ihm auch die andere hin! Will dir einer den Rock nehmen, laß ihm auch den Mantel!" Mit diesen Worten verlangt der Herr nicht, es müsse sich ein Mensch oder ein Volk wehrlos, ohne jeden Widerspruch und Widerstand, entrechten und enteignen lassen. Er verlangt, seine Jünger sollen nicht Gewalt gegen Gewalt setzen, nicht Böses mit Bösem vergelten, auch dem Unrecht gegenüber Ruhe und Liebe bewahren. Das war etwas Neues, etwas Übermenschliches, etwas Göttliches an der christlichen Sittenlehre. Hier war der unendliche Gott wieder einmal ganz anders als die Menschen und unendlich größer. Nennen wir also nicht unnatürlich und unmännlich, was in Wahrheit übernatürlich und übermenschlich ist! Blutrache ist Rückfall in die mosaische Zeit.

Drittes Wort: „Siehe, ich sende euch wie Lämmer unter Wölfe." Wie Lämmer unter Wölfe, nicht wie Wölfe unter Lämmer! Wo in der Natur Lämmer und Wölfe aneinandergeraten, werden die Lämmer immer den kürzeren ziehen und überwältigt werden. In der Geschichte des Reiches Gottes dagegen hat das Christentum mit dem Fahnenbild des Lammes geistig und sittlich die römischen Heere überwunden, die in ihren Feldzeichen das Bild der Wölfin hatten. Den alten kampflustigen Germanen mag das Evangelium „Ich sende euch wie Lämmer unter Wölfe" ein Entsetzen und Ärgernis gewesen sein, und doch sind auch die Germanen erst in der Schule des Christentums zum Kulturvolk geworden. Lammesgeduld hat die Wildheit der Wölfe überwunden. Hier war wieder die Hand Gottes am Werke, wieder ganz anders, als die Menschen ihre Werke vollbringen.

„Lernet von mir", spricht der Herr, „denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen." In seiner Sanftmut hat Christus sich beschimpfen lassen, ohne selber zu schelten, sich verwunden lassen, ohne selber Wunden zu schlagen. Solch sittliche Größe ist kein Heldentum für menschliche Begriffe und ist doch das größte und eigentliche Heldentum der Weltgeschichte. Zur Sanftmut und Demut gehört mehr Mut als zur Rauflust und zum Hochmut. Wohl hat Christus in Bildern von Kampf und Sieg gesprochen, mit dieser Bildersprache aber den Kampf gegen Unglauben und Bosheit und den Sieg im sittlichen Ringen gemeint. Christus war keine Kampfnatur. Wer so streng die Feindesliebe fordert, wer seinen Anhängern verbietet, Feuer vom Himmel zu rufen, wer den Jünger zurechtweist, der mit dem Schwerte dreingehauen, der ist keine Kampfnatur. Wer die Blitze der göttlichen Allmacht in den Händen trägt und doch seine Feinde nicht zerschmettert, wer die Legionen des Himmels zu Hilfe rufen könnte und nicht anruft und am Kreuze noch betet: „Vater, verzeih ihnen", der ist keine Kampfnatur.

Nun verstehen wir auch, warum in der christlichen Sittenlehre die sogenannten passiven Tugenden, wie Demut und Sanftmut, Geduld und Gehorsam, Fasten und Entsagen, soviel gelten. Christus hat, bevor er seinen Leib mit dem Blute des Leidens salbte, seine Hände mit dem Schweiße der Arbeit gesalbt. Christus hat den faulen Knecht zur Rede gestellt. Christus hat aber auch durch sein Wort und Leiden über die passiven Tugenden den Segen gesprochen. St. Paulus und andere Heilige werden mit dem Schwert in der Hand abgebildet, nicht weil sie mit dem Schwert andere töteten, sondern weil sie selber mit dem Schwert

enthauptet wurden. Mag sein, daß dem germanischen Menschen die aktiven Tugenden, das tätige Schaffen, die ritterliche Tapferkeit, das rastlose Vorwärtsstreben, mehr zusagen als das geduldige Zuwarten das tatenlose Stillehalten unter dem Kreuze. Und doch ist Unrecht leiden sittlich größer als Unrecht tun, Selbstentäußerung größer als Selbstbehauptung. Das Heldentum des Märtyrers größer als der Schwerthieb des Henkers. Das Schweigen des Gehorsams größer als der Kampfruf der Empörung. Der Mut zum Frieden größer als der Mutwille zum Krieg. Fasten und Verzichten größer als zügelloses Genießen. Durch die Lehre von den passiven Tugenden sollen nicht Verschlafenheit und Mutlosigkeit heilig gesprochen werden. Verschlafenheit und Mutlosigkeit sind Willensschwächen, die Tugend der Geduld ist die höchste Willensstärke.

Die christliche Religion ist also nicht Trauerbotschaft, sondern Freudenbotschaft. Nicht Lebensüberdruß, sondern frohgemuter Lebenswille. Nicht Verzweiflung, sondern Erlösung und Hoffnung und Seligkeit. Wie aber für Christus den Herrn der Kreuzweg der Durchgang zur Auferstehung und Himmelfahrt war, wie er zuerst leiden mußte, um in seine Herrlichkeit einzugehen, so müssen auch seine Jünger zuerst an seinem Leidensweg teilnehmen, um später an seiner Herrlichkeit Anteil zu haben. Wie Christus zuerst als Weizenkorn in die Erde fallen und sterben mußte, um viele Frucht zu bringen, so müssen auch seine Jünger zuerst in Tränen säen, um später in Freuden zu ernten. Es wird die Stunde kommen, da werden wir unser Leben als Ganzes überschauen und im Lichte Gottes den tiefsten Sinn des irdischen Leidens erkennen und niederfallen und ausrufen: „Es war gut für mich, daß du mich gedemütigt hast." Es war bitter wie das Salz, das bei der Taufe den Kindern in den Mund gelegt wird. Es war schmerzlich wie der ärztliche Eingriff an einer kranken Stelle. Aber es war gut. Es war die Liebe einer Mutter, die das kranke Kind zum Arzt bringt. Hinter dem Leiden stand die unendliche Liebe des himmlischen Vaters. Aus dieser Erkenntnis sind jene großen heiligen Seelen hervorgegangen, die das Kreuz umarmten und mit einem Alleluja auf den Lippen ausriefen: „Noch mehr, o Herr, noch mehr von deiner Liebe! Alles Leid lobe den Herrn!"

Augustins Geschichtsphilosophie und der moderne Mensch.

Von **Univ.-Prof. Dr. Georg Wunderle (Würzburg.)**

Man hat gesagt, Augustinus sei der erste moderne Mensch gewesen. Darin steckt ein wahrer Kern. Der größte unter den Kirchenvätern hat tatsächlich so vieles von der Entwicklung der christlichen Kultur und der katholischen Kirche vorausgeahnt, daß man nicht selten staunen muß, wenn man seine Intuitionen mit modernen Kulturproblemen vergleicht. Vor allem in Augustins „Bekenntnissen" muten viele Züge modern an. Da tritt der heutigen Zeit ein Wahrheitssucher entgegen, dem es weniger auf einzelne bestimmte Erkenntnisse etwa in der Philosophie ankommt, der vielmehr seine ganze Persönlichkeit im Erspüren der Wahrheit aufgehen läßt. Wie der heutige Mensch für die Begründung der Religion nicht bloß den Verstand, sondern die ganze Persönlichkeit anfordert, so Augustin auf seinem Wege zu Gott, bei dem fast alle Stadien durchschritten wurden, die uns auch heute noch in der religiösen Entwicklung geläufig sind. Das Ziel des heutigen Kulturstrebens duldet auch kein Genügen mehr in all den tausenderlei Gestaltungen des Materiellen. Der moderne Mensch fühlt ähnlich wie Augustin die Unruhe zu Gott und sehnt sich nach einem Frieden, der ihm die harte Lebensmühe mit einer Vita beata, einem gottbeglückten Dasein vergilt.

Der Augustin der Konfessionen ist nun nicht ohne weiteres mit dem Augustin des Gottesstaates in eins zu setzen. Schon die Zeitspanne zwischen der Abfassung der beiden Werke legt das nahe. Augustins Konfessionen sind etwa im Jahre 400 verfaßt als bekennender und lobender Rückblick auf seine eigene Hinkehr zu Gott. Der Gottesstaat ist eine Sammlung von Aufsätzen oder Schriften, die in den Jahren zwischen 413 und 426 entstanden sind. Der Gedanke des Gegensatzes zwischen Civitas terrena und Civitas dei, also zwischen Staat und Gottesreich zieht sich als zusammenhaltendes Thema durch die 22 Bücher des Werkes hindurch. Der Anlaß des Werkes ist folgender: Die ganze römische Welt, sowohl die christliche wie die noch heidnische, stand unter dem furchtbaren Eindruck der Eroberung Roms durch das Gothenheer unter Alarich (410). Ob auch die christlichen Bürger des römischen Reiches den Untergang des westlichen Babel mit den rationalen Gründen ihrer gläubigen Anschauung zu verstehen suchten, sie waren doch in ihrem Herzen erschüttert von der Verwüstung der herrlichsten und mächtigsten Stadt des damals bekannten Erdkreises. Auch der Afrikaner konnte die Zerstörung der römischen Kultur durch Barbarenhand nicht fassen. Er mußte erst all die teleologischen Erwägungen des Christentums sich zurechtlegen, um dieses Ereignis geistig aufnehmen zu können. Die ersten drei Bücher von Augustins Gottesstaat lassen solchen inneren Streit in der Seele ihres Verfassers deutlich erkennen.

Den Heiden war die Eroberung Roms ein letztes großes Sturmzeichen zum geistigen Kampf gegen das Christentum. Rom hätte nach ihrer Anschauung nicht in die Hände der Barbaren fallen können, wenn es nicht seine alten Götter preisgegeben hätte. Diese übten durch die Niederwerfung ihrer ehemaligen Hauptstadt Rache für solchen Treubruch. Daraus ergibt sich die Situation, angesichts deren Augustin im Jahre 413 das gewaltige Werk beginnt. Vielleicht sind die ersten drei Bücher förmlich als apologetische Flugschriften in die Welt gegangen; ihr literarischer Charakter ist mit dieser Absicht wohl vereinbar. Die ganzen ersten zehn Bücher umfassen sämtliche altchristlichen apologetischen Momente gegen das Heidentum: Es war und ist in sich unkräftig, nicht imstande, ein Volk zum wahren Frieden zu führen. Das Ideal des Lebens, das hier zwischen den Zeilen durchblickt, ist für Augustin selbstverständlich die Vita beata der christlichen und nicht der bloß philosophischen Auffassung. Konnte man vielleicht noch in den ersten Zeiten nach seiner Bekehrung (386/387) bei ihm ein Schwanken in der Auffassung dieses Begriffes beobachten, nun als reifer, im Kampfe um die christkatholische Lehre erprobter Bischof war er über den eigentlichen Charakter des seligen Lebens nicht mehr im unklaren. Die Vereinigung mit Gott durch Christus und seine Kirche verbürgte ihm allein das dauernde, tiefe Glück des Menschen. Die Farben, mit denen er — mehr oder weniger bewußt von apologetischer Absicht geleitet — das römische Heidentum malt, sind satt, manchmal für unseren Geschmack sogar übersättigt; der Pinsel, mit dem sie aufgetragen werden, ist getaucht in die eigene Erfahrung Augustins, der schon in den Konfessionen die Schilderung seiner Sündhaftigkeit zum wirksamen Relief für Gottes gnädige Barmherzigkeit gestaltet hatte. Die zwölf Bücher des zweiten Teiles lassen das eigentliche Thema in voller Deutlichkeit ersichtlich werden: Es ist die Gegenüberstellung der beiden Civitates, der Civitas terrena und der Civitas dei. Zweifellos ist der Schreiber durchaus beherrscht von der Schau des Gottesstaates, als dessen Widerpart mit schonungsloser Unerbittlichkeit der Weltstaat dargestellt wird.

Es besteht ein seltsamer Zusammenhang zwischen den augustinischen Konfessionen und seiner Civitas dei. Man hat in der allerneuesten Zeit die Konfessionen — unseres Erachtens mit gutem Recht — verstehen wollen als eine großartige Katechese über d i e g ö t t l i c h e G n a d e n w a h l, bewährt an dem persönlichen Beispiel Augustins. In den ersten zehn Büchern der Konfessionen bekennt er vor Gott und den Menschen seine Irrgänge und die unermeßliche Gnade Gottes, die ihn aus dem Sumpfe